

Am feuilletonistischen Dreiweg. Zur sogenannten „Handke-Debatte“ (2006)

Arno Dusini (Wien)

Michel Foucault hat in der zweiten seiner Vorlesungen zu „Die Wahrheit und die juristischen Formen“ eine maßgebliche Verschiebung unseres Interesses an der Ödipusgeschichte vorgeschlagen.¹ Nicht so sehr als eine *„endlose und stets neu beginnende Geschichte unseres Begehrens und unseres Unbewussten“*, nicht als psychoanalytisches Modell sei die Tragödie des Sophokles zu lesen, sondern – in behutsamer Rückkehr zu dem paratextuell im Titel „ΟΙΔΙΠΟΥΣ ΤΥΡΑΝΝΟΣ“ akzentuierten Blickwinkel – als eine Geschichte der Macht. *„Wenn es“* – so Foucault vorweg – *„einen Ödipuskomplex gibt, so entfaltet sich seine Wirkung nicht auf individueller, sondern auf kollektiver Ebene; nicht im Blick auf Begehren und Unbewusstes, sondern auf Macht und Wissen.“* (287f.) Ich zitiere diese Vorlesung, weil sie mit genuin philologischen Mitteln eine Analyse des Komplexes von Macht, Diskurs und Information unternimmt, die nicht zuletzt deshalb ihresgleichen sucht, weil sie – anders als ein Konzept von Diskursanalyse, der alles glatt aufgeht – hartnäckige Widerstände und immer wieder von neuem Inkalkuliertes einbedenkt, Widerstände also und Inkalkulables, was – um es positiv auszudrücken – das Politische in der Zirkulation des Wissens sichtbar macht: an der dramatischen Struktur der Tragödie erweist Foucault eine Logik der Information, von der man sich wird fragen müssen, inwieweit sie bis heute – in der Provokation von Affekt und Position – das Feld gesellschaftlicher Interessen und Machtverhältnisse strukturiert. In seiner Vorlesung spricht Foucault diesbezüglich vom *„Gesetz der Hälften“* (290): *„Jemand, der ein Geheimnis besitzt oder über Macht verfügt, zerbricht*

1 Michel Foucault: *Die Wahrheit und die juristischen Formen*. In: Ders.: *Schriften zur Literatur*. Frankfurt am Main 2003 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1675), S. 286-304. Im folgenden zitiert mit bloßer Seitenzahl.

einen beliebigen, meist aus Keramik gefertigten Gegenstand und behält die eine Hälfte für sich, während er die andere jemandem übergibt, der die Botschaft übermitteln oder deren Echtheit bestätigen soll. Fügt man die beiden Hälften zusammen, erkennt man die Echtheit der Botschaft, das heißt die Kontinuität der ausgeübten Macht. Die Macht manifestiert sich, schließt ihren Kreislauf, bewahrt ihre Einheit dank des Zusammenspiels kleiner, voneinander getrennter Bruchstücke desselben Ganzen, ein und desselben Objekts, dessen allgemeine Gestalt die manifeste Form der Macht ist. Die Ödipusgeschichte ist das Zerbrechen dieses Stücks, dessen vollständiger, wieder vereinter Besitz zugleich den Besitz der Macht und die Echtheit der von ihr gegebenen Anweisungen beweist. Die Botschaften und Boten, die sie ausschickt und die zurückkommen müssen, beglaubigen ihre Verbindung zur Macht durch die Tatsache, dass jeder von ihnen ein Fragment des Stücks besitzt und es mit den übrigen Fragmenten zusammensetzen kann: Das ist die gerichtliche, politische und religiöse Technik, die von den Griechen σύμβολον, *Symbol* genannt wird.“ (293f.) Entscheidend in unserem Zusammenhang erscheint mir, daß eine solche Erklärung, wie sie Foucault hier vorlegt, die Souveränität der Titelfigur umdisponiert, also die im Zentrum der tragischen Handlung agierende Figur des Ödipus aus ihrer solitären Position in eine über mehrere Instanzen und Personen hinweg laufende Konfiguration zurücknimmt, also daß diese einzelne Figur dramatisch bis zu ihrem Verschwinden in die Konfiguration zurückgenommen werden kann. Das Stück des Sophokles selbst erweist, dass in diesem dramenstrukturellen Moment die Tragödie ihrer Figur liegt: Zur Gänze zu sich selbst kommend, wird der Tyrann „überflüssig“ (302).

Wenden wir uns unter dem Gesichtspunkt eines buchstäblichen Eingehens der Figur in die Konfiguration nochmals Sophokles und dem von Foucault beschriebenen „Gesetz der Hälften“ zu: „Die ersten Hälften, die zusammengefügt werden, sind die des Königs Apoll und des Sehers Teiresias; das ist die Ebene der Prophetie oder der Götter. Als Nächstes werden die Hälften zusammengefügt, die zu Ödipus und Jokaste gehören. Ihre beiden Aussagen finden sich in der Mitte des Stücks. Das ist die Ebene der Könige oder Herrscher.

Die letzte Hälfte schließlich, die aus den letzten beiden Aussagen besteht und die Geschichte vervollständigt, gehört nicht in den Bereich der Götter oder Könige, sondern der Knechte und Sklaven. Der niedrigste Knecht des Polybos und vor allem der tief in den Wäldern des Kithairon verborgene Hirte verkünden die letzte Wahrheit und steuern das letzte Zeugnis bei. / Wir gelangen also zu einem merkwürdigen Ergebnis. Die Prophezeiung, die am Anfang des Stücks steht, wird am Ende als Zeugnis von den beiden Hirten wiederholt. Und wie das Stück von den Göttern zu den Knechten übergeht, so verändert sich auch der Mechanismus der Darlegung der Wahrheit oder die Form, in der die Wahrheit zum Ausdruck gebracht wird. Wenn der Gott und der Seher sprechen, erscheint die Wahrheit in Form einer Anweisung oder Weissagung, in der Form eines ewigen, allmächtigen Blicks des Sonnengottes, in der Form des Blicks des Sehers, der zwar blind ist, aber Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sieht. Dieser magisch-religiöse Blick lässt zu Beginn des Stücks eine Wahrheit aufleuchten, die Ödipus und der Chor nicht glauben wollen. Auf der untersten Ebene finden wir ebenfalls den Blick. Denn die beiden Knechte können als Zeugen auftreten, weil sie etwas gesehen haben. Der eine hat gesehen, wie Jokaste ihm das Kind übergab, damit er es im Wald aussetzt. Der andere hat das Kind im Wald und den Knecht gesehen, der es ihm übergab, und er erinnert sich, das Kind in den Palast des Polybos gebracht zu haben. Auch hier noch haben wir es mit einem Blick zu tun. Nicht mit dem großen, ewigen, wie ein Blitz aufleuchtenden und blendenden Blick des Gottes und seines Sehers, sondern mit dem Blick von Menschen, die mit ihren eigenen menschlichen Augen gesehen haben und sich daran erinnern. Das ist der Blick des Zeugen.“ (294f.)

Ich komme damit zum eigentlichen Gegenstand meiner Überlegungen, zu jener Debatte, die kontinuierlich seit dem Zerfall Jugoslawiens die deutschsprachigen Feuilletons in einen Zustand versetzt, der nur mehr mit dem Zustand eines in regelmäßiger Unregelmäßigkeit durchbrennenden elektrischen Schaltkastens zu vergleichen ist: die sogenannte „Handke-Debatte“, eine Debatte, die sich wie kaum eine andere öffentliche Debatte durch einen außerordentlich hohen Abweisungsgrad rationaler Argumenta-

tion auszeichnet.² Um deutlich zu machen, welcher Art die Diskursfallen sind, die in dieser durch verschiedene Schaltkreise regierten Debatte lauern, und zwar nicht nur für die Debattierenden selbst, sondern im besonderen auch für diejenigen, die über diese Debatte sprechen, schlage ich einen Schritt vor, der Ihnen aufs erste möglicherweise befremdlich erscheinen mag. Ich schlage vor, Foucaults an der Ödipusgeschichte erarbeitetes „Gesetz der Hälften“ auf diese Debatte zu übertragen. Als unmittelbarer Anstoß dafür mag ein Artikel dienen, der mir nicht allein deshalb interessant erscheint, weil er – selbst Teil der Debatte – einen Schluß derselben fordert, also eigentlich das letzte Wort haben will, sondern auch deshalb, weil er dies unter Hinweis auf einen Handkeschen „Jugoslawien-Komplex“ fordert, auf – wie es heißt – „aus der Kindheit stammende psychologische Ursachen“.³ Die Erklärung dieses Komplexes arbeitet nun – mit der Nationalverstaatlichung Sloweniens eine zeitgeschichtliche Zäsur einfühend – tatsächlich mit dem genannten Gesetz. „Von Mutterseite her ist Peter Handke slowenischer Abstammung, sein liebevoll „Ote“ genannter Großvater war ein stolzer österreichischer Slowene“: dieses ist die eine Hälfte der Botschaft. Die zweite Hälfte findet sich in der komplementären Rede vom „Zerfall der nicht zuletzt von der Großvater-Imago des greisen Marschalls zusammengehaltenen Teilrepubliken“. Legt man diese beiden Hälften und das, was sie je aussparen, zusammen, wird des Autors blinder Winkel erkennbar. Sowohl der „liebevoll“ als „Ote“ bezeichnete „stolze österreichische Slowene“ als auch der in der Antonomasie „greiser Marschall“ aufgerufene Tito umspielen in der Dichotomie „natürlich“ versus „imaginär“ das Motiv des Großvaters. Und die Väter, wo sind sie geblieben? „Wohl kei-

2 Eine Dokumentation der laufenden Wortmeldungen fand sich zum Zeitpunkt der Redearbeitung unter <http://www.perlentaucher.de/artikel/3135.html>.

3 Ulrich Weinzierl: *Trauerwut einer Kampfmimose. Peter Handke mahnt seine Kritiker zur Besonnenheit – und zeigt dabei einmal mehr, warum er gern ein angegriffener Außenseiter ist.* „Die Welt“, 2. Juni 2006. „All seine befremdlichen Aktionen und Reaktionen kommen aus der Mischung von Trauer und Wut über den Verlust. Auch ein Abschied davon schiene mittlerweile an der Zeit, ebenso wie jener vom populären journalistischen Handke-Bashing. Es reicht.“ Hier zitiert nach „<http://www.welt.de/data/2006/06/02/899416.html?prx=1>“

neswegs zufällig“, das hatte der Artikel vorausgeschickt, „vergaß Handke [...] die im Magazin der ‚Süddeutschen Zeitung‘ im Oktober 2002 veröffentlichte Gerichtssaalreportage vom Haager Tribunal gegen Milosevic“. Deutlicher zwischen Konfiguration und Vergessen kann man es im Zuspruch aller dichterischen Deutungshoheit gar nicht andeuten: Handke ist Ödipus. Seine Deutungsmacht ist blind. Halten wir hier ein und heben wir folgendes hervor.

A) Ich habe mich hier in Klagenfurt vor Jahren mit Handkes Jugoslawien-Texten beschäftigt, unter einem in seinem ersten Teil mir heute diskursstrategisch unklug erscheinenden Titel *Noch einmal für Handke. Vom Krieg, von den Worten, vom Efeu*.⁴ Und ich habe unter Rückbezug auf das von Handke in seinen Epopöen aufgerufene Geschichtsschreibungskonzept des Thukydides drei leitende Fragestellungen formuliert, die meines Erachtens durch die Jugoslawien-Texten aufgeworfen werden: *Erstens* die Frage, wie Europa auf produktive Weise mit seiner interethnischen Situation gerade auch an den „Rändern“ umzugehen vermöchte. *Zweitens* die Frage, ob und inwieweit Krieg als legitimes Mittel zur Durchsetzung eines ‚europäischen Modells‘ denkbar sei. *Drittens* schließlich die Frage nach der gegenseitigen Bedingtheit von Sprache und gesellschaftlicher Verfassung. Diese drei scheinen mir auch heute noch brennende Fragen, solche, die nicht durch eine Fokussierung auf die Person des Autors zu suspendieren sind oder durch den Bericht von einem Begräbnis abzuschließen.

B) Wie viele andere verlängert der zitierte Artikel einen bereits in der Bezeichnung der Debatte als „Handke-Debatte“ angelegten Diskursmechanismus: in einem metonymischen Akt wird der Urheber der Debatte zum Problem der Debatte erhoben. Nicht zu vergessen ist in diesem Zusammenhang, daß die die Debatte anzettelnde Person selbst überhaupt erst jenes mediale Getöse produzieren muß, ohne welches ihre Äußerungen unter dem Wahrnehmungspegel des Feuilletons blieben. Dadurch wird die Person selbst anfällig für die besagte Metonymisierung. Ich spitze dieses Zusammenspiel so zu:

4 In: *Peter Handke. Poesie der Ränder*. Mit einer Rede Peter Handkes. Hrsg. von Klaus Amann, Fabjan Hafner und Karl Wagner. Wien / Köln / Weimar 2006, S. 84 – 97.

Worüber im Sinne des Debatten-Urhebers überhaupt nur debattiert werden kann, weil er seine Person ins Spiel bringt, das läuft Gefahr, durch die dadurch aktivierte *argumentatio ad personam* unkenntlich gemacht zu werden. Das wiederum treibt die Person in einen Wiederholungszwang sich überbietender Äußerung („Kampfmimose“) und einen kaum abschließbaren Regress der Psychologisierung. Erkennbar wird mithin, daß die Personalisierung der Debatte in eine Schleife führt, der die einzelnen Aktanten nicht mehr entkommen. Und man wird sich fragen müssen, weshalb es – über die einzelnen Aktanten hinaus – auch gar kein Interesse zu geben scheint, die Kurzschlüsse dieses Regelkreises in anderer als autoritärer Weise („Schluß der Debatte“) zu durchbrechen.

C) Wenn sachliche Frage und Personalisierung sich gegenseitig nicht mehr zu kontrollieren vermögen, liegt es nahe, die Regulative der Debatte auf der Ebene des Ortes ihrer Produktion aufzusuchen, im Feuilleton. Als wäre es ein Dreiweg, stoßen – zumindest in unserem Fall – im Feuilleton drei verschiedene Felder kultureller Syntax zusammen: das Feld der Literatur, das Feld der Literaturkritik sowie das Feld der Politik. Es ist insofern gewiss kein Zufall, daß die jüngste feuilletonistische Erregung sich an einem Literaturpreis austobt, einer Schnittstelle dieser drei sich – mit gegenseitigem Gewinn und gegenseitigen Verlusten – konkurrenzierenden Felder. Eine Politik, die sich durch die Politisierung der Literatur ein an ihr selbst schon gar nicht mehr gekanntes Politisches einkauft, ein Politisches, das sie aber im selben Atemzug durch instrumentelles Sprechen und instrumentalisiertes Sprachverständnis wieder entstellt. Eine Literaturkritik, die den instrumentellen Sprachgebrauch auf beste Weise mit dichterischem zu vereinen weiß und sich als Verteilungsinstanz nach beiden Seiten hin profiliert, unter dem Gütesiegel der Promptheit einerseits die Politik mit ausgesuchten kulturellen Gütern versehend, hingegen mit politischer Universalität und stilistischer Exemplarität die literarisch Schaffenden ausstattend. Und *last but not least* die Literatur, die mit der Höhe des Preisgeldes in das Spiel einer namhaft gemachten Legendarisierung eintritt, die der Produktion des Imaginären auf kontrollierte Weise Autorität und Auktorialität versichert (so war in der „Presse“ der feuilletonistische Ausruf zu lesen: „Heiliger

Heine!“). Kurz, allesamt Felder, deren Wissen durch Mechanismen der Partialisierung und Positionalisierung so zerstreut werden, daß sie jeweils in Konflikt mit sich selbst kommen müssen. Darin, und vor allem darin sehe ich den Grund, dass es keinen „Schluß“ der Debatte geben kann. Ja man müßte vielleicht besser sagen: das Feuilleton betreibt eine Konfliktualisierung kultureller Güter, die alle in den einzelnen Felder anstehenden Verluste sich selbst gutschreibt.

Sehr geehrte Damen und Herren, ich will den Vorschlag, das Foucaultsche „Gesetz der Hälften“ auf die sogenannte „Handke-Debatte“ zu übertragen, noch ein wenig weitertreiben. Ich tue das in systematischer Form, wenn man die Referenz auf einen literarischen Text wie den des Sophokles mit einer Vorstellung von Systematik verbinden kann. Daß der Autor Handke als Ödipus gelesen werden kann, ist in seiner Weise vielleicht das Schlechteste nicht. Wer – so stehe ich nicht an zu sagen – ließe sich nicht als ein solcher lesen? Doch erinnern Sie sich an meine an Foucault angelehnte Überlegung, dass die Souveränität der ödipalen Figur durch ihre Konfiguration präzisiert wird. Und dieses vielleicht mag sogar tröstlich anmuten: Wenn auch immer man Ödipus ist, so ist man doch nicht immer nur Ödipus. Letzteres, im übrigen, wäre die Situation am Ende der Tragödie, die des Geblendeten, die Situation dessen, der völlig auf sich allein gestellt ist, der nichts mehr ist außer sich selber. Was meine ich mit „nicht nur Ödipus“? Ist es nicht gerade auch der hohe Ton des Sehers, der schon lange an Handke befremdet? Und müßte man dem Autor nicht auch jenen Blick des thebanischen Hirten zubilligen, einen „Blick des Zeugen“, wie er ihn für seine Reiseberichte programmatisch und explizit in Anspruch genommen hat? Das wäre einmal dringend auszuarbeiten in der Art, wie Foucault die Blickveränderungen in der einen Tragödie des Sophokles beschrieben hat: wo nämlich, bei diesem Autor, Handke, findet sich der Blick des Sehers, wo der des Idioten, wo der des Hirten etc.⁵ Und man hätte im literarischen

5 Vgl. nochmals Foucault, *Die Wahrheit*, S. 295 (zit. Anm. 1): „Wir können daher sagen, das ganze Theaterstück verschiebt die Darlegung der Wahrheit von einem Dis-

Feld selbst weiterzufragen, etwa einzubeziehen die Statements der Autorenkolleginnen und Autorenkollegen: die Sphinx Botho Strauß, den Kreon Günther Grass. Man dürfte konsequenterweise auch weitergehen in die anderen Felder hinein. In das der Politik etwa. Wären Kohl und Genscher nicht slowenische und kroatische Chorführer; Fischer ein grüner Ödipus; ganz zu schweigen von den Düsseldorfer Politikern, welche die Preiszuerkennung beanspruchten? Und welche Positionen fallen dann einer Literaturkritik zu, die selbst ein ödipales Spiel eröffnet? Haben wir in jenem Artikel nicht jenen Boten aus Korinth, den Mann, der Ödipus die Nachricht vom Tod des Polybos übermittelt? Und bringt er nicht, wie jener mit dem Hinweis auf das Gebirge Kithairon, die Herkunft und Abkunft des Autors ins Spiel? Vermeldet nicht auch er wie der korinthische Bote den Tod des vermeintlichen Vaters? Und springt diesem Boten, in der Benennung des Milosevic, nicht ein Theiresias bei? Handke ist nicht das größte Problem auf diesem Gruppenfoto. Nur wer ist die eine in diesem Bild? Daß das Feuilleton möglicherweise Handkes Jokaste sei, das ginge im Zweifel auch mit der Selbsteinschätzung des einen oder anderen Feuilletonchefs zusammen. Im 2. Akt, ins eskalierende Streitgespräch hinein zwischen Ödipus und Kreon, tritt Jokaste vor den Palast, zuallererst Ödipus anfahrend: „Geh du ins Haus! Und, Kreon, du geh heim!“ Das Stück hat noch einiges vor sich, und wir wüssten es nicht, wenn Ödipus ihr nicht folgte.

kurs prophetisch-anweisender Art in Richtung eines anderen, retrospektiven Diskurses, der nicht mehr in den Bereich der Prophetie, sondern in den des Zeugnisses gehört. Zugleich verschiebt sich die prophetische und göttliche Klarheit oder das Licht dieser Wahrheit hin zum gleichsam empirisch-alltäglichen Blick der Hirten. Zwischen den Hirten und den Göttern besteht eine Entsprechung. Beide sagen dasselbe und beide sehen dasselbe, aber sie sagen es nicht in derselben Sprache und sehen es nicht mit denselben Augen. In der gesamten Tragödie sehen wir dieselbe Wahrheit, die jedoch auf zwei verschiedene Weisen dargelegt wird, mit anderen Worten, in einem anderen Diskurs und mit einem anderen Blick. Doch die Blicke entsprechen einander. Die Hirten antworten auf die Götter und in gewisser Weise symbolisieren sie diese. Die Hirten sagen auf andere Weise, was die Götter bereits gesagt haben.“

Stimulus

Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik 2006

Germanistik und Literaturkritik

Zwischenbericht zu einer wunderbaren Freundschaft

Herausgegeben von
Primus Heinz Kucher und Doris Moser

Praesens Verlag

Literaturwissenschaft | Sprachwissenschaft | Musikwissenschaft | Kulturwissenschaft
Wien